

Alexandra

*Maximilian Henry*

*Ein Geburtstag, ein Lebentag und ein Todestag*

Anfang Dezember 1993 schaute ich eines Morgens noch verschlafen in den Spiegel und sagte zu mir selbst: „Du bist schwanger!“ Ich hatte mir dieses Kind sehr gewünscht und war glücklich, als sich meine Vermutung drei Wochen später ärztlich bestätigte.

Jakob und ich, wir liebten uns. Wir waren schon seit 7 Jahren zusammen, waren verlobt, hatten berufliche Erfolge erlebt, waren jung und uns der Tragweite, gemeinsam ein Kind großzuziehen, längst nicht bewusst. Die Schwangerschaft verlief problemlos, und früh erfuhren wir, dass wir einen Jungen erwarteten. Das erste, was dieses noch winzig kleine Kind in unserem Leben veränderte, war, dass es uns den Anlass gab, zu heiraten. Im März feierten wir eine große Hochzeit. Ein guter Freund der Familie, Professor für Theologie, vermählte uns, und ich höre ihn noch heute, wie er uns seinen Segen ausspricht und mit den Worten endet: „Möge euer Kind gesund geboren werden“. Unsere Hochzeitsreise führte uns nach Venedig. Nicht weit entfernt liegt die Insel Burano, welche für ihre kunstvollen Stickereien bekannt ist. Dort kauften wir unserem Baby ein erstes Kleidungsstück, einen dunkelblauen Babyanzug mit aufwendigen weißen Stickereien am Kragen. Das sollte Maximilians Taufanzug sein.

Ich verlor meine schöne schlanke Figur und wurde eine richtig ausladende Schwangere, die extrem viel Gewebswasser einlagerte. Das störte mich aber nicht, weil es meinem Kind gut ging, und die Feindiagnostik in der 15. und 26. SSW dem Arzt bei der Doppler-Ultraschalluntersuchung des Herzens und der inneren Organe einen gesunden, vitalen, termingerecht entwickelten Jungen zeigte. Der Geburtstermin sollte der 28. August 1994 sein. Die Sommertage in Baden-Baden waren extrem schwül und heiß in diesem Jahr, und wir beschlossen, in den österreichischen Alpen einen letzten Urlaub mit Baby im Bauch zu machen. Dort gingen wir viel spazieren und wanderten eines Tages auf eine Hochalm. Im Mai ritzten wir unsere Namen neben die von vielen anderen, die sich dort verewigt hatten, in das alte Holz der Alm. Weil wir noch nicht wussten, wie unser Sohn heißen sollte, schrieben wir: „Sandra, Jakob und ER“

Mitte August erfolgten die Vorsorgeuntersuchungen in immer kürzeren Abständen. Bei jeder Untersuchung wurde Ultraschall gemacht, weil meine Gewichtszunahme und später auch mein Blutdruck zu bedenken gaben. Mit dicken Fingern,

geschwollenen Augenlidern und massiven Ödemen in den Beinen fieberte ich Maximilians Geburt entgegen. Wir hatten liebevoll ein Kinderzimmer für ihn eingerichtet, die Babysachen lagen gewaschen und gebügelt im Schrank, die Spieluhr, die ich so oft auf meinem Bauch abgespielt hatte, lag in seinem frisch bezogenen Bettchen für ihn bereit, der MaxiCosi war im Auto, der Kinderwagen stand bereit und sogar Babyfläschchen und Schnuller hatte ich schon ausgekocht. Das CTG zeigte aber eine Linie wie mit einem Lineal gezogen, und unser Sohn gab uns kein Zeichen, geboren werden zu wollen.

Am Freitag, dem 2. September, war mein Blutdruck schlagartig angestiegen, so dass der Arzt die Einleitung der Geburt empfahl. Mit einem Farbdoppler-Ausdruck der Nabelschnurarterien schickte er uns in der Entbindungsklinik, um die Geburt unseres Kindes noch heute einleiten zu lassen. Voller Spannung gingen wir nach Hause, holten meine Sachen und fuhren ins Krankenhaus. Dort angekommen, klingelten wir freudestrahlend an der Kreißsaaltür. Eine Frau in grünblauem Kittel wischte den Boden des Eingangsbereiches. Sie musste wegen uns ihre Arbeit unterbrechen und öffnete die Glastür. Wir sagten ihr, dass wir gekommen seien, um die Geburt unseres Kindes einleiten zu lassen, woraufhin sie entgegnete: „Ja, warum?“ Ich gab ihr den Brief von meinem Arzt, sie warf einen kurzen Blick darauf und winkte uns in ein kleines dunkles Zimmer. Dort drückte sie den Lichtschalter, und ein kaltes, weißes Neonlicht flammte auf. Im Zimmer standen nur eine schmale Liege, daneben das CTG-Gerät und ein Stuhl.

„Wir schauen jetzt erst nach den Herztönen und dann kommt jemand zu Ihnen. Aber so viel ist sicher: Eine Geburt wird heute nicht mehr eingeleitet.“ Nach diesen Worten ließ uns die Frau alleine. Es war schön, das Herzchen unseres Kindes schlagen zu hören, aber wir fühlten uns nicht wohl in der Atmosphäre. Nach einer halben Stunde CTG, welches wie gewohnt keine Anzeichen einer Kontraktion erkennen ließ, kam eine Ärztin und untersuchte mich. Die Frau, die den Boden gewischt hatte, sollte Recht behalten, an diesem Tag wurde nichts weiter unternommen. Ich kam in ein Zweibettzimmer, in welchem eine Frau lag, die vor einer Woche ihren zweiten Sohn zur Welt gebracht hatte. Sie war sehr unzufrieden, weil sie im Glauben gewesen war, mit einem Mädchen schwanger zu sein. Mit einem verbitterten Gesichtsausdruck sah sie ihren Säugling an und sagte: „Na ja, jetzt müssen wir halt Dich mit nach Hause nehmen.“

In der Nacht hatte ich sehr schlecht geschlafen. Am nächsten Morgen wurde meine Zimmergenossin mit ihrem Baby nach Hause entlassen und ich in den Kreißsaal gerufen. Meine Untersuchungsergebnisse wiesen erstmals auf eine Schwangerschaftsvergiftung hin, so dass die Geburt endgültig eingeleitet werden musste. Ich bekam ein Zäpfchen an den Muttermund, um diesen weich zu machen, und in

leichter Dosierung einen Wehentropf. Die Ergebnisse waren nach 6 Stunden nicht sehr Erfolg versprechend, mein Muttermund war nur 2 cm aufgegangen, so dass das Medikament im Wehentropf erhöht werden musste. Am frühen Nachmittag zeigten sich dann die ersten Wehen, die ich wie Bauchkrämpfe empfand. Um diese zu verstärken, bekam ich einen Einlauf und ein warmes Bad wurde angeordnet. Eine Hebamme gab mir, weil ich so müde war, eine Tasse starken Kaffee und meinte, dies würde die Wehen anregen, schließlich sollte heute noch mein Baby auf die Welt kommen. In der Badewanne bekam ich einen Hautausschlag von den vielen ätherischen Ölen, die sie dem Badewasser beigegeben hatte.

Das Entspannungs-Wehenförderungsbad wurde abgebrochen, und ich kam in den Kreißaal. Wieder bekam ich einen Wehentropf in höherer Dosierung. Mit Herzklopfen lag ich da und wünschte mir, mein Baby ganz schnell zu bekommen, um das Krankenhaus verlassen zu können. Am Abend war die Geburt noch immer nicht fortgeschritten, und die Einleitung wurde nach Feierabend der Spätschicht abgebrochen. Ich kam wieder auf mein Zimmer, welches ich jetzt alleine hatte. Hellwach und hungrig, weil ich im Kreißaal nichts zu Essen bekommen hatte, saß ich in meinem Bett, hielt meinen großen runden Bauch und dachte mir, dass ich meinem Kind nie wieder so nah sein würde, wenn es erst einmal geboren wäre. Es war schön, immer wieder ein kleines Neugeborenes auf dem Gang schreien zu hören. Die letzten Stunden meiner Schwangerschaft waren gezählt, und bald würde ein solches Babygeschrei meine Nächte erfüllen.

In den Morgenstunden schlief ich ein. Um 7 Uhr wurde ich mit der Bitte, in den Kreißaal zu kommen, geweckt. Dort bekam ich wieder eine Tablette an den Muttermund, wurde erneut an den Wehentropf angeschlossen und begann langsam, an mir und meinem Körper zu zweifeln. In jeder Schicht lernte ich neue Hebammen, Hebammenschülerinnen und Ärzte kennen. Kein Gesicht wurde mir vertraut. Nicht einmal die unfreundliche Frau, die am Freitag den Boden gewischt hatte, habe ich wieder gesehen.

Am Vormittag spürte ich Wehen, die ich als sehr schmerzhaft empfand. Ich bekam wieder einen Einlauf, nahm wieder ein Bad und kam wieder in den Kreißaal. Gegen Mittag wurden die Wehen fast unerträglich, und der Muttermund hatte sich auf ca. 4 cm geöffnet. Der Oberarzt, der an diesem Nachmittag Dienst hatte, zog zu Beginn seiner Schicht alle Register. Er ordnete auf meinen Wunsch hin eine PDA an und sprengte gegen 16.00 Uhr die Fruchtblase. Als die PDA zu wirken begann, schlief ich ein und sammelte Kraft. Jakob, der am Vormittag gekommen war, blieb die ganze Zeit im Kreißaal bei mir. Gegen 18.00 Uhr besuchten mich meine Geschwister. Seit dem Tod unseres Vaters, den wir sehr geliebt haben, fühlen wir fünf Kinder und unsere Mutter uns sehr miteinander verbunden. „Eigentlich“ haben wir

noch einen großen Bruder. Er hieß Oliver Hannes und starb im Alter von 6 Wochen. Bis kurz vor seinem Tod war er ein „strammer Junge“, wie meine Mutter den Kinderarzt von damals zitierte. Woran er starb, konnte nie geklärt werden. Ein Arzt vermutete damals einen versteckten Herzfehler, ein anderer eine Lungenentzündung und ein weiterer einen toxischen Infekt ...

Meine Geschwister durften nur nacheinander zu mir in den Kreißsaal. Ich freute mich so sehr, meine Schwester zu sehen. Sie hatte eine Tochter von 4 Jahren, die sich sehr auf ihren Cousin freute. Meine Nichte versprach mir, Maximilian in der Puppenbadewanne zu baden und ihm die Füße zu waschen. Im Kreißsaal flüsterte meine Schwester mir zu, dass sie auch schwanger sei und im März ein Baby bekommen würde. Das war eine so große Freude für mich, unsere Kinder würden miteinander spielen können! Nachdem sie gegangen war, kam meine Mutter zu mir. Ich war so froh, dass wenigstens sie bleiben durfte. Meine Brüder umarmten mich noch einmal und sagten mir, dass sie vor der Tür warten würden und da seien, egal, wie lange es jetzt noch dauern sollte. Meine Familie war da, und ich wollte jetzt mein Baby bekommen. Die PDA hörte auf zu wirken und die Wehen wurden immer schlimmer. Ich bekam Fieber und fühlte mich kraftlos und müde. Während dieser Stunden habe ich viel Blut verloren, die Hebamme wechselte ständig die Fliesunterlagen, und die Geburt zog sich über Stunden hin.

Gegen 22.00 Uhr sprachen der Arzt und die Hebamme im Kreißsaal über den bisherigen Geburtsverlauf, der beiden nicht zu gefallen schien. Ich hatte das Gefühl, dass sie beide nicht wussten, was sie jetzt tun sollten. Das CTG war in Ordnung, der Muttermund vollständig geöffnet und das Kind kam trotz regelmäßiger, furchtbar schmerzhafter Wehen nicht.

Ich dachte, ich müsste sterben vor Schmerz, als der Oberarzt ein Ultraschallgerät holte. Er sah sich die Lage des Köpfchens an und stellte fest, dass Maximilian nicht kommen konnte, weil er mit der Stirn voraus und nicht mit dem Hinterköpfchen im Becken lag. Er sagte, dass er jetzt einen Kaiserschnitt veranlassen würde –

„Nein!“ Nach dieser langen, harten Geburtsarbeit ließ ich mir keinen Kaiserschnitt gefallen! Ich bat die Hebamme, mir zu helfen, den Kleinen auf normalem Weg auf die Welt zu bringen. Noch heute bin ich ihr dankbar, dass sie mich unter mittlerweile stärksten Wehen hervorragend und bestimmend anleitete. Sie gab mir jede Bewegung und jeden Atemzug vor, das gab mir in dieser Situation Sicherheit und Kraft. Ich musste erst Wehen im Vierfüßlerstand veratmen, dann in rechter und linker Seitenlage. Dann untersuchte sie mich und bat mich, mit der nächsten Wehe zu pressen.

Die nächste Presswehe kam mit schmerzhafter Gewalt und bewirkte so gut wie gar nichts. Die nächste Presswehe kam und ging ebenso, ohne meinem Sohn auf

die Welt zu helfen. Auch die darauf folgenden Presswehen brachten mir nicht mein Kind, es fehlte mir inzwischen einfach an Kraft. Mithilfe eines Dammschnitts und dem Druck des Arztes auf meinen Bauch wurde unser Maximilian Stück für Stück und Wehe für Wehe im Schweiß unserer aller Angesicht endlich geboren.

Und dann war er da. Sein Geburtstag ist der 4. September 1994 und mittlerweile war es 23.10 Uhr. Ich hatte das süßeste neugeborene Sonntagskind bekommen, das die Welt je gesehen hatte, und bekam es auf meinen Bauch gelegt. Er war so wunderschön mit seinen strahlend blauen Augen und seinen hellblonden Haaren. Und wie groß und schwer er schon war. Wie zart, warm und weich seine Haut, wie perfekt seine wunderschönen Händchen, seine Arme, Beinchen... Er war 3750 Gramm schwer, 53 cm lang und hatte in diesem Moment ein zweites Mal unser Leben verändert. Wir wurden zu Vater und Mutter. Nach den vergangenen 9 Monaten Schwangerschaft waren wir bereit für unser Leben mit ihm und als Familie.

Dieser Augenblick gehört zu den unbeschreiblichsten Momenten in meinem Leben. Die Freude, dieses so von ganzem Herzen gewünschte und geliebte Kind in den Armen halten zu dürfen war die reinste, vollkommenste Glückseligkeit und das größte Geschenk, das ich je in meinem Leben bekommen hatte.

Der Arzt verließ den Kreißaal, ging im Gang an ein Telefon und teilte jemandem mit: „Bosch hat geboren“. Meine Geschwister fielen sich in die Arme vor Freude. Während sie warten mussten, um ihren kleinen Neffen zu sehen, schaute mein jüngster Bruder auf die Uhr im Gang, welche einen großen tickenden Sekundenzeiger hatte. Später erzählte er mir, dass er zu meinem anderen Bruder sagte: „Jetzt hat ein neues Menschenleben begonnen, und mit jeder Sekunde nähert es sich auch seinem Tod.“

Während ich genäht wurde, badete meine Mutter ihren Enkel und sprach dabei ganz leise und liebevoll mit ihm. Nachdem er abgetrocknet wurde, stellte die Hebamme fest, dass mit seiner Hautdurchblutung etwas nicht stimmte. Der Oberarzt, wieder zurück im Kreißaal, wusste sich keinen Rat und rief eine weitere Ärztin, die sich das auch nicht erklären konnte. Ich kam zur Beobachtung in ein Zimmer neben den Kreißaal und konnte meinen Sohn angezogen in meinen Arm nehmen. Jetzt durften ihn auch meine Geschwister sehen. Sie umarmten und beglückwünschten uns zu unserem süßen Sohn. Die Hebamme ließ uns nicht viel Zeit und bat darum, Jakob und mich mit Maximilian jetzt alleine zu lassen. Sie habe einen Krankentransport in die Kinderklinik angeordnet, da der Kleine beobachtet werden müsste. Es machte mich sehr traurig, dass meine Geschwister und meine Mutter nach Hause geschickt wurden. Der Krankentransport mit dem Inkubator kam auch schneller, als es uns lieb war. Ein Kinderarzt nahm Maximilian und zeigte ihn mir ein letztes Mal im Inkubator. Sie hatten ihn wieder bis auf eine Windel ausgezogen. Ich wollte

ihn nicht gehen lassen und bat den Arzt: „Bitte versprechen Sie mir, dass Sie ganz lieb und behutsam mit ihm umgehen werden.“ Er versprach es und gab mir die Telefonnummer des Kinderkrankenhauses, in welchem auch mein großer Bruder gestorben war. Mein Baby sah mir mit großen blauen Augen nach, als sie ihn hinaus-schoben. Dieses Bild habe ich noch ganz klar vor Augen, und es macht mir noch heute mein Herz schwer.

Jakob war erschöpft und verabschiedete sich von mir, als ich gegen 1 Uhr wieder in mein Zimmer gebracht wurde. Ich war hellwach, und mein ganzer Körper tat mir weh. Ich fühlte mich einsam und alleine und wusste, mein Baby ist es jetzt auch. Andererseits war ich froh, diese grauenvolle Naturfolter, die sich vor wenigen Stunden abgespielt hatte, überlebt zu haben. Ich schlief sehr schlecht und rief um 6 Uhr im Kinderkrankenhaus an. Nach mehrmaligem Verbinden geriet ich an einen sehr unfreundlichen Arzt, der mir sagte, dass es unserem Sohn sehr schlecht ging, er Sauerstoff brauche, und deswegen auf die Intensivstation verlegt wurde.

Das letzte Mal, als jemand von unserer Familie auf einer Intensivstation lag, war es mein Vater. Ich wusste, wie es dort aussieht, und bekam Todesangst um mein Kind. Ich rief sofort nochmal im Kinderkrankenhaus an und ließ mich mit der Intensivstation verbinden. Der Arzt, der Maximilian betreute, sagte, dass sie bei ihm eine Lungenentzündung vermuten. Das Röntgenbild weise darauf hin, und sie gaben ihm bereits ein Antibiotikum. Eine Schwester kam zu mir ins Zimmer und meinte, ich solle anfangen, die Milchbildung mithilfe einer Milchpumpe anzuregen. Das machen alle Mütter, die vorhaben, ihre Babys zu stillen, deren Kinder aber verlegt werden mussten. Ich folgte ihr in eine kleine Kammer, in der eine Milchpumpe stand. Sie zeigte mir, wie diese funktionierte, ging und kam nicht wieder. Nach einer halben Stunde schaltete ich das Gerät ab und wollte sofort zu meinem Kind. Zurück auf meinem Zimmer zog ich mich an. Da kam Jakob mit einem traumhaften, großen Rosenstrauß. Es war so schön, ihn zu sehen. Er setzte sich zu mir ans Bett und öffnete eine Schmuckschachtel, in welcher eine Kette mit einem kleinen Brillantanhänger war. „Das ist für meine Frau, die ich von ganzem Herzen liebe, und die mir den süßesten Sohn der Welt geschenkt hat.“ Ich musste weinen und erzählte ihm, dass es Maximilian nicht gut ging. Ich meldete mich in der Entbindungsklinik ab, und wir fuhren zum Kinderkrankenhaus. Der Dammschnitt schmerzte sehr. Meine Muskeln zitterten, und ich war so schwach und müde. In den letzten 48 Stunden hatte ich nur 4, höchstens 5 Stunden geschlafen und vor 10 Stunden eine Horrorgeburt hinter mich gebracht.

Am Kinderkrankenhaus trafen wir auch schon meine Schwester und meinen Bruder. Sie durften ihren kleinen Neffen nur durch eine Fensterscheibe sehen. Die Intensivstation war in einem Bungalow in einem Nebengebäude untergebracht. Dort

angekommen, mussten wir uns die Hände desinfizieren, grüne sterile Kittel anziehen und Plastiktüten über unsere Schuhe stülpen. Dann durften wir endlich zu ihm.

Eine Krankenschwester führte uns in sein Zimmer, in welchem drei Inkubatoren nebeneinander standen. Seiner war der Mittlere. Da lag er mit einem kleinen Sauerstoffschlauch an der Nase und einer Infusion im Arm. Sein Herzschlag und sein Puls wurden überwacht. Er hatte nur eine Windel an und schien zu schlafen. Jakob und ich streckten unsere Hände in die Einschübe und streichelten ihn. Er war makellos schön. Dann stellte sich uns ein junger Kinderarzt vor. Er fragte mich zuerst, wo ich zur Schwangerschaftsvorsorge gewesen sei, und ob das Kind im Ultraschall genau untersucht worden wäre. Ich nannte ihm den Namen des Arztes, der die Feindiagnostik gemacht hatte.

„Gut, dann wird es Ihrem Sohn bald wieder gut gehen. Schonen Sie sich, Sie haben ihn ja gerade erst auf die Welt gebracht.“

Ich wollte mich nicht schonen, sondern nur bei meinem Baby sein. Als ich vor Schwäche aber nicht mehr stehen konnte, entschlossen wir uns, in der Stadt etwas zu Essen. Es war wie Seelenbalsam, die Krankenhäuser zu verlassen. Ich dachte beim Essen, jeden Moment vom Stuhl zu kippen. Jakob saß appetitlos da und sagte: „Ich hätte nie gedacht, dass man durch die Existenz des eigenen Kindes selbst so verletzlich wird.“

Meine lieben Freundinnen Anja und Carmen schenkten mir zu Maximilians 9. Geburtstag ein kleines Buch mit Sprüchen über Kinder. Ich fand darin ein Buchzeichen bei dem Spruch:

*Wenn Du Dich entscheidest ein Kind zu bekommen, entscheidest Du Dich dafür, dass dein Herz von nun an außerhalb deines Körpers herumläuft.*

Unser Herz lag in der Kinderklinik, und es ging ihm so schlecht, dass er Sauerstoff und eine Antibiotikum-Infusion bekommen musste. Wir fühlten uns so schwach und ohnmächtig, aber auch nervös und wollten schnell wieder zu ihm. Noch vor seiner Zimmertür wurden wir von einer Krankenschwester abgefangen. Wir durften gerade nicht zu ihm, weil seine Sauerstoffaufnahme stark nachgelassen hätte, und er jetzt intubiert werden müsse. Wir warteten und hörten, dass noch weitere Röntgenbilder gemacht wurden. Von jetzt an standen wir unter Schock. Da lag er, mit einem dicken schwarzen Schlauch in seinem Mund, der bis in seine Lunge führte. Er hatte so schöne, zarte Lippen. Sie haben ihm die Augenlieder zugeklebt; ich will nicht wissen, warum. An seiner Brust die Überwachungsstöpsel für sein Herz. An seinem Arm eine Schiene, damit er ihn nicht bewegen konnte. Eine Infusi-

on in seinem kleinen Arm. Unter seiner Windel sah ich, dass sie ihm einen Katheter gelegt hatten.

Das war unser süßes, makelloses, bildhübsches Baby. Auf ihn wartete zu Hause ein liebevoll eingerichtetes Kinderzimmer, und im Auto war sein Kindersitz, um ihn mit nach Hause zu nehmen. Ich weinte, als ich ihn so daliegen sah. Der Arzt konnte sich auch nicht erklären, warum es ihm so schlecht ging. Eigentlich hätte das Antibiotikum längst eine Wirkung zeigen sollen. Dem Personal schien unser Besuch lästig. Ich fühlte, wie ich blutete, stützte mich auf den Inkubator und prägte mir sein Gesicht ganz genau ein. Heute frage ich mich, wie ich so lange neben dem Bettchen stehen konnte, ohne umzukippen, und empfinde es unmenschlich, dass man uns in diesen schweren Minuten keinen Stuhl zur Verfügung stellte.

Am späten Nachmittag wurden wir gebeten zu gehen. Die Trennung von ihm empfinde ich noch heute als den grauenvollsten Umstand in diesen beiden Tagen. Diese Stunden der Trennung waren schlimmer als die Geburt.

Warum bin ich nur gegangen? Wie konnte ich nur so dumm sein und auf das Klinikpersonal statt auf mein Herz hören?

Dass ich widerstandslos ging, statt meiner Intuition zu folgen und zu bleiben,, mache ich mir noch heute zum größten Vorwurf. Wie konnte ich nur so dumm sein. Da sind die wenigen Lebensstunden meines Kindes verstrichen, und ich war nicht bei ihm. In der Entbindungsklinik angekommen, ging ich durch den Krankenhaushausflur und steuerte mein Zimmer an. Eine Krankenschwester rief mir hinterher: „Frau Bosch, Sie sind hier nicht im Hotel ...“ Noch bevor sie ihren Satz beendet hatte, schloss ich die Zimmertür hinter mir und weinte. Ich weinte und betete die ganze Nacht ohne Schlaf. Wie gerne wäre ich an seinem Bettchen geblieben, und wie gerne hätte ich ihn spüren lassen, dass ich da bin.

Es war eine grauenvolle, schlaflose Nacht. In den frühen Morgenstunden rief ich auf der Kinderintensivstation an und fragte den Arzt, wie es ihm ging.

Er antwortete: „Schlecht“.

„Wie schlecht?“

„Sehr schlecht.“

„Ich frage Sie jetzt nach Ihrem Gefühl: Glauben Sie, Maximilian wird das alles überleben?“

„Ich weiß es nicht.“

Am Morgen rief ich Jakob an. Er war schlaftrunken, weil er aus Trotz gegenüber dem beginnenden Schicksal die Geburt seines Kindes irgendwie hatte feiern wollen, und seine Freunde ihm bis spät in die Nacht wohl heftig eingeschenkt hatten. Bis er kam, lag ich schon angezogen auf meinem Bett. Eine Putzfrau kam ins Zimmer, wischte den Boden und ging ins Bad. Gegenüber der Badezimmertür hing ein

Kunstdruck hinter Glas, welches die Putzfrau widerspiegelte, die sich mit meiner Bürste die Haare kämmte und sich meine Kosmetiksachen ansah. Ich lag auf dem Bett, sah ihr wortlos zu und war gelähmt.

Endlich kam Jakob, und wir fuhren in die Kinderklinik. Der Kinderarzt rief uns in sein Sprechzimmer und teilte uns mit, dass seine Kollegen Maximilian gerade zu einem Transport in die Kardiologie fertig machten. Mit einem einfachen Gerät habe der Kardiologe einen Ultraschall am Herz unseres Kindes gemacht und dabei einen schweren Herzfehler entdeckt.

„Das ist unmöglich. Ich hatte doch die Schwangerschaft hindurch unzählige Male sein Herz im Ultraschall gesehen“.

„Eben deswegen gehen wir mit dem Kleinen in die Kardiologie, um uns Gewissheit zu verschaffen.“

„Was ist, wenn sich der Herzfehler bestätigt“?

„Er ist zu schwach, dann können wir nichts mehr für Ihr Kind tun.“

Wir gingen neben dem Inkubator her, durch einen langen unterirdischen Gang, der die Intensivstation mit dem Haupthaus verbindet, in welchem die Kardiologie liegt. Im Ultraschallzimmer angekommen, fanden sich mehrere Ärzte und Ärztinnen ein. Der Raum wurde verdunkelt, und die Elektroden von Maximilians Brust gelöst. Der Kardiologe fing an zu schallen und den anderen Ärzten im Raum zu erklären, was er sah. Die Stimmung im Raum war sehr gut. Die Ärzte lachten miteinander, waren neugierig und bester Laune. Gott sei Dank, der Kardiologe musste sich geirrt haben. Denn so benimmt sich kein Arzt, wenn es um Leben und Tod eines Menschen geht.

Während des Ultraschalls lag mein süßes kleines Baby da wie ein Äffchen bei einem Tierversuch. Er hat mir so unendlich Leid getan. Das alles tat so weh. Heute frage ich mich, wie könnt ihr Ärzte in einer solchen Situation miteinander lachen?

Der Raum wurde wieder erhellt und Maximilian zurück zur Intensivstation gebracht. Unser Kinderarzt begleitete uns in das Sprechzimmer des Kardiologen. Dieser schloss die Tür hinter sich und setzte sich uns gegenüber mit einer Schautafel, auf welcher „Das menschliche Herz“ abgebildet war.

„Ihr Sohn hat ein hypoplastisches Linksherz.“ Das heißt, die linke Herzseite ist zu klein und nicht so entwickelt, wie sie sein sollte. Während der Schwangerschaft wird die linke Herzseite des Babys nicht gebraucht. Sie muss aber mitwachsen und mit dem Einsetzen der Lungenatmung nach der Geburt ihre Arbeit aufnehmen.“ Jakob fragte nach einer Operation und der Möglichkeit einer Herztransplantation.

„Dazu ist es zu spät, Ihr Sohn wird noch heute im Laufe des Tages sterben. Gehen Sie nach Hause, wir werden Sie anrufen, wenn er tot ist.“

„Nein, wir werden bei ihm sein und ihn im Arm halten, wenn er stirbt.“  
Unser Kinderarzt begleitete uns durch die Gänge des alten Kinderkrankenhauses. Schweigend stiegen wir in den großen Aufzug, mit dem wir gemeinsam mit Maximilian gekommen waren. Wir fuhren ganz nach unten zu dem langen unterirdischen Gang. Mit jedem Schritt kamen wir dem Tod unseres Kindes näher. Jakob und ich gingen Schritt für Schritt in Richtung Intensivstation, wo das Bettchen unseres Kindes stand. Wir wussten, dies ist der letzte Weg zu ihm, um ihn in unseren Armen sterben zu lassen. Unser Wunschkind mit den süßesten blauen Augen, die ich je gesehen hatte.

In Maximilians Zimmer angekommen, fragte uns der Kinderarzt, ob wir unseren Sohn, angeschlossen an die Apparate, noch eine Weile so ansehen wollten.

„Nein.“

Eine junge Krankenschwester kam zu uns und fragte, ob sie ihn taufen solle.

„Ja, bitte, daran hatten wir gar nicht gedacht“

Der Kinderarzt entfernte die Infusion und gab Maximilian eine Spritze in die Kanüle.

„Wir wissen nicht, ob er beim Sterben Schmerzen haben könnte.“

Beatmungsschlauch, Katheter, Infusionen, Augenkleber, alles wird von ihm genommen. Die Krankenschwester brachte uns zwei Stühle. Ich war überrascht und dankbar, wir durften uns tatsächlich setzen.

Dann gab der Arzt mir mein Baby in den Arm. Die junge Krankenschwester kam mit einer kleinen Wasserschale, kniete vor uns nieder und sagte: „Ich taufe Dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes auf den Namen Maximilian Henry.“

Sie gab ihm das Wasser auf die Stirn und zeichnet ein Kreuz. Dann ließen sie uns mit unserem sterbenden Kind allein.

Endlich waren wir wieder zusammen und durften ihn im Arm halten. Er war ein so wunderschöner, neugeborener, perfekter kleiner Mensch. Wir freuten uns an seiner samtig weichen Haut, seinen schönen Ohren, den wunderschönen Fingerchen. Die Fußzehen musste er von mir haben ... Wie andere Eltern auch, die ihr neugeborenes Kind kennen lernen, bestaunten wir unser Kind voller Dankbarkeit, und plötzlich öffnete er seine Augen und sah uns an. Das war ein unbeschreiblich schöner und friedlicher Moment, den ich zu den schönsten Augenblicken meines Lebens zähle. Wir lächelten unser Kind an und sprachen mit ihm. Das hatte plötzlich alles nichts mehr zu tun mit Trauer, Schmerz, Verzweiflung, Verlust oder Ohnmacht. Dieser Augenblick war so reich, vollkommen und voller Liebe.

Dann schloss unser Sohn seine Augen, und wir fühlten, wie das Leben aus seinem Körper ging.

Seit diesem Erlebnis habe ich keine Angst mehr vor meinem eigenen Tod.

Kurz darauf kam die Kinderkrankenschwester ins Zimmer und bat mich, Maximilian zurück in sein Bettchen zu legen. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich ihn noch eine Weile hätte halten dürfen.

Wir wurden gebeten, ein Bestattungsunternehmen vorbeizuschicken, damit unser Sohn überführt werden könne. Es war 9.30 Uhr, der 6. September 1994.

Wir fuhren nach Hause zu meiner Mutter und erzählten ihr, dass unser Kind gerade gestorben war. Noch am gleichen Tag kamen meine Geschwister und teilten dieses unermessliche Leid mit uns.

Am Nachmittag rief mich mein Arzt an und bat uns mit der Videokassette, auf welcher jede Ultraschall- und Doppleruntersuchung dokumentiert wurde, in seine Praxis. Für ihn war die Diagnose des Herzfehlers unfassbar. Ich erinnere mich noch genau, wie lange, sorgsam und ausführlich er Maximilians Herzchen geschallt hatte. Nicht eine Minute hatte ich das Gefühl, er wäre unkonzentriert oder leichtfertig bei der Sache gewesen.

Meine Familie war uns in den nächsten Tagen eine sehr große Hilfe. Meine Mutter und meine Schwester organisierten die Beerdigung. Wir waren dazu nicht in der Lage. Mein Schwager und meine Brüder meinten es gut und räumten bei uns zu Hause das Kinderzimmer aus und verstauten alle Babysachen auf dem Speicher im Haus meiner Mutter. Der Bestatter bat mich um ein Kleidungsstück für Maximilian. Ich gab ihm den Anzug, den wir auf unserer Hochzeitsreise gekauft hatten. Maximilians Taufkleid wurde sein Totenhemd.

Unser Sohn bekam eine wunderschöne Trauerfeier. Als ich seinen kleinen, mit Blumen geschmückten Sarg sah, bekam ich einen Krampf in meinem Rückgrat, es schnürte mir die Luft ab, und ich hatte das Gefühl, mich kaum mehr bewegen zu können. Unser Freund, der uns auch getraut hatte, fand so gute, richtige und wertvolle Worte bei der Trauerfeier:

*„Ich sehe die jungen Leute vor mir, wie sie sich das Ja-Wort geben, wie sie sich mögen, wie sie sich einander anvertrauten. Der Tag der Vermählung, ein sehr freudiger Tag, ein froher Tag. Damals war viel Zuneigung, viel Gemeinsamkeit zu spüren – und daran hat sich nichts geändert, Ihr steht hier mit denselben Empfindungen füreinander in einer anderen Situation. Damals habt ihr einander versprochen: ‚Wo Du hingehst, da will ich auch hingehen. Es mag geschehen, was will, wir gehören zusammen.‘ Damals war die Rede von: ‚In guten und in schweren Tagen!‘ Und jetzt sind diese schweren Tage gekommen. Hat sich an der gemeinsamen Grundlage, an der gemeinsamen Lebensbasis etwas geändert? Hat das nun eingetretene Leid eure Zuneigung, euer gegenseitiges Vertrauen verändert? Es hat sich nichts verändert! Viele denken, Leid sei um jeden Preis zu vermeiden. Viele sehen keinen Sinn in den schweren Zeiten*

des Lebens. Sie halten allein das Gelingen, den Erfolg, die rosigen Zeiten für erstrebenswert.

Eine solche Haltung ist nicht realistisch, denn es geht im Leben so gerade nicht zu. Es gibt sinnloses Leid. Dagegen müssen wir mit allen Mitteln und um jeden Preis kämpfen. Und so eigenartig es klingen mag: Es gibt sinnvolles Leid. Worin immer sein Sinn bestehen mag: Das alles hat etwas zu tun mit der Größe des Lebens, mit seinen sehr unterschiedlichen Seiten. Es hat etwas zu tun mit dem, was wir durchstehen müssen, und was wir durchstehen können. Denn wir sind stärker, als wir annehmen.

Der Tod dieses kleinen Menschen ist bitter – aber er ist nicht sinnlos. Die Theologie spricht davon, dass alles Leben in Gott beginnt und in Gott endet. So kann man sagen. Gemeint ist: Jedes Leben – in seiner Länge, aber auch in seiner Kürze – ist Teil jenes großen Stromes, der vor uns begann, und der nach uns nicht endet. Wenn wir – und das sollten wir jetzt tun – unser Leben als Teil, als Abschnitt des Lebens begreifen, dann kommen wir aus den unendlichen Zeiten vor unserer Geburt, treten ein in die Spanne unserer Tage – und setzen das Leben fort, hinein in die Unendlichkeit nach unserem Tode. In jedem Ende verbirgt sich ein Anfang. In jedem Anfang ein Ende. Unter uns sind die Eltern, die um ihr Kind trauern. Das ist gut so. Und doch hat sich an dem, was ihr Leben wirklich bestimmt, nichts geändert. Diese Eltern werden jetzt hart gefragt. Es ist ihnen nicht leicht gemacht – und jeder wünschte, dass sie ihr Kind hätten behalten können.

Was ihr jetzt erlebt, fordert eure Tapferkeit, eure besten Kräfte und eure Liebe zueinander heraus. Ihr werdet weinen. Aber ihr werdet gemeinsam weinen. Ihr werdet erfahren, spüren, wie kostbar, wie wertvoll gerade jetzt eure Eltern, eure Freunde, eure Geschwister sind. Jeder einzelne. Und Ihr werdet darüber nicht ärmer. Ihr werdet reicher aus der Trauer und dem Verlust hervorgehen. Der Verlust wird nicht ungeschehen gemacht, sicher nicht, aber er wird tragbar, ertragbar. „Einer trage des anderen Last.“ Was das bedeutet, habt Ihr erfahren. Das sind gute Erfahrungen. Das sind keine Illusionen. Das gibt es. Das ist Realität. Das können wir uns gegenseitig geben. Und das stiftet auch Sinn.

Wir stehen an einem Punkt, der den Abschied benennt – und zugleich beginnt ein neues Kapitel im Buch des Lebens – für dieses Kind und für uns. Amen“.

Ich weinte so viel wie nie in meinem Leben zuvor. Manchmal dachte ich, dass es mir mein Herz zerreißen würde vor Schmerz. Ich glaubte meine Grenze des Aushaltbaren sei überschritten, und ich würde an diesem Zustand zugrunde gehen.

Die Reaktionen von Freunden, Bekannten und Verwandten zeigten ein überraschendes, für mich vorher nicht vorstellbares Bild. Wir bekamen Unterstützung und Anteilnahme von Menschen, bei denen wir überhaupt nicht damit gerechnet hätten und viele, die wir für wahre Freunde hielten, wandten sich von uns ab.

Bei einem Gespräch in der Selbsthilfegruppe sprachen Anja, Carmen und ich darüber, dass die Verwaisung einer Mutter vielleicht zu vergleichen ist mit einem schweren

Unfall, der ihr Gesicht entstellte. Nicht alle Freunde haben die Kraft, in ein entstelltes Gesicht zu blicken und der betroffenen Person helfend zur Seite zu stehen. Es ist einfacher, nicht hinzusehen. Sicher trauerten diese Freunde um unsere Freundschaft mit uns und wünschten sich, unser Kind wäre gesund und am Leben. Sie wollten und konnten unser Leid aber nicht mit ansehen und wollten nichts davon hören.

Meine Schwiegermutter schrieb uns unter anderem eine Karte mit einem Auszug des Gedichts „Jetzt kommt die Nacht“ von Ludwig Uhland, das uns seitdem sehr viel bedeutet:

*Du kamst, Du gingst mit leichter Spur, ein flücht'ger Gast auf Erdenland.  
Woher? Wohin? Wir wissen nur: aus Gottes Hand, in Gottes Hand.*

Von den Schwiegereltern meiner Schwester bekamen wir einen langen Brief voller warmherziger Anteilnahme. Ich bekam einen wunderschönen Blumestrauß und eine liebe Beileidskarte von Bill dem Tankwart, der mich immer wieder gefragt hatte, wann es denn so weit sei.

Noch im gleichen Herbst lernte ich den Arzt, Psychologen und Theologen Dr. Martin Malcher kennen. Nach dem Besuch seines Grundkurses für Autogenes Training begab ich mich in seine Psychotherapie. Das Autogene Training löste den Schock, der mir in den Knochen steckte, und die Trauer um mein Kind bekam ein anderes Bild. Obwohl er ein Mann ist, verstand er mich besser als die meisten Frauen und obwohl er kein Kind verloren hat, konnte er meinen Schmerz verstehen wie kaum ein anderer. Ich hätte keinen verständnisvolleren Trauerbegleiter finden können.

Ich hatte so viele Zweifel an mir und meinem Körper. Jede andere Frau war in der Lage, einem gesunden Kind das Leben zu schenken. Nur ich nicht.

Recht schnell wünschte ich mir, sofort wieder schwanger zu werden und ärgerte mich über jeden, der versuchte mich zu überzeugen, dass es besser sei, intensiv zu trauern. Bei meinem Psychotherapeuten fühlte ich mich in besten Händen und in der Lage, die Trauer um Maximilian nicht zu verdrängen und mich gleichzeitig auf ein weiteres Kind zu freuen.

Im Februar hielt ich meinen zweiten positiven Schwangerschaftstest in den Händen. Der erste Ultraschall in der 7. SSW zeigte eine termingerecht entwickelte Fruchtblase und eine embryonale Anlage, jedoch keine Herzaktivität. Eine Woche später bekam ich den nächsten Ultraschall-Termin, um zu sehen, ob das Baby wachsen würde. Es waren 7 Tage, die mich an die Überschrift eines Beitrages erinnern: „Nur ein bisschen schwanger“. Genau so fühlte ich mich auch. Nach der Wartezeit zeigte der Ultraschall, dass sich die Schwangerschaft auflöste. Die Fruchtblase war schon nicht mehr klar zu erkennen. Mein Arzt meinte, in ca. 10 – 14 Tagen könne ich

mit einer stärkeren Periodenblutung rechnen. Diese Information nahm ich gelassen entgegen und dachte mir: „Was soll das schon sein in Anbetracht dessen, was sich vergangenen Herbst in meinem Leben abgespielt hatte.“

Wenige Stunden später heulte ich Rotz und Wasser.

Mein Kinderwunsch wurde noch größer, als meine Schwester im März einem gesunden, großen, wunderschönen Mädchen das Leben schenkte. Eigentlich sollten unsere Kinder miteinander spielen können ...

Langsam wurde mir bewusst, dass ich mit dem Schwangerwerden Probleme hatte. Verstärkt suchte ich Trost bei meinem Psychotherapeuten, mit welchem ich das Autogene Training immer mehr vertiefte. Neben den Gesprächen halfen mir die Übungen, meinem Körper wieder zu vertrauen und im wahrsten Sinne des Wortes „zu mir selbst zu finden“. Ich fand damals meine Heilpraktikerin, Erika Andresen, deren Behandlung mir so sehr half, dass ich mich im Juni 1995 wieder ganz gut fühlte. Mein Leben war einigermaßen im Lot, als ich wieder schwanger wurde. Jakob und ich freuten uns diesmal sehr heimlich und sagten es niemandem. Noch wichtiger als die Vorsorgeuntersuchungen waren mir die regelmäßigen Treffen mit Dr. Malcher. Ich war mir dessen sehr bewusst, dass ich mit diesem neuen Leben in meinem Bauch das Risiko eingegangen war, es wieder zu verlieren.

Ständig saß ich mit Herzklopfen im Wartezimmer meines Arztes und verließ die Praxis erleichtert und erschöpft von der vorausgegangenen Aufregung.

Mit dieser Schwangerschaft merkte ich aber auch, dass sich meine Sichtweise geändert hatte. Maximilian wollte ich, egal ob krank oder behindert. Ich liebte dieses Kind von Anfang an so sehr, dass ich die Schwangerschaft selbst im Falle eines Down Syndroms niemals hätte abbrechen lassen. Deswegen hatte ich mich damals bewusst gegen eine Fruchtwasseruntersuchung entschieden. Nachdem ich aber erlebt hatte, dass mir das Wohl meines Kindes wichtiger war als das meinige, änderte ich meine Meinung. Ich wollte nie wieder in meinem Leben mein Kind leiden sehen. Das wurde für mich zum Grundsatz in dieser Schwangerschaft und in Zukunft. Wenn es also in meiner Macht lag, meinem Kind ein Leid zu ersparen, dann würde ich das tun. Lieber sollte ich an meiner Trauer zugrunde gehen, als egoistisch ein Kind in die Welt zu setzen, das ich lieben durfte. So entschied ich mich für eine Fruchtwasseruntersuchung.

Als mein Arzt mir das Ergebnis telefonisch mitteilte, weinte ich Freudentränen der Erleichterung und der Dankbarkeit darüber, mit einem gesunden Mädchen schwanger zu sein. Da Herzfehler in einer Amnionzyntese nicht festgestellt werden können, ließ ich zweimal in der Uniklinik Freiburg meine Tochter lange und ausführlich schallen. Danach hieß es, ein Herzfehler sei bei ihr so gut wie ausgeschlossen. Durch die Behandlung bei meiner Heilpraktikerin hatte ich nicht mehr

so viel Gewebwasser und fühlte mich die ganze Schwangerschaft hindurch körperlich sehr gut. Dr. Malcher begleitete mich psychotherapeutisch. Wir machten viel Autogenes Training mit Imaginationen (Bildvorstellungen), was mir sehr half, Ängste zu überwinden und Spannungen abzubauen.

Ich war ganz bewusst *Eins* mit meiner kleinen Tochter. Ich sprach mit ihr und sagte ihr, wie glücklich ich bin, sie zu haben, aber auch meine Sorgen teilte ich ihr mit und bat sie, auf ihre Nabelschnur aufzupassen und es mich spüren zu lassen, wenn es ihr nicht gut ging. Dr. Malcher bereitete mich auch auf die Geburt vor.

Eines Tages fragte er mich, wie ich mir die Geburt wünschen würde. Ich dachte mir, dass 6 Stunden, angefangen von der ersten Wehe bis zur Geburt des Kindes, eine gute Zeit sei. Mein Wunsch war es, meine Tochter in den Morgenstunden auf die Welt zu bringen, weil Maximilian in die Nacht hineingeboren wurde. Ich wünschte mir aber auch, dass mein Körper diesmal selbst Wehen aus eigener Kraft produzieren sollte. Wir brachten meine Wunschvorstellungen zu Papier, und Dr. Malcher sprach mir diese als posthypnotischen Auftrag im Autogenen Training vor.

In der Nacht des 29. Februar auf den 1. März wurde ich um 3.00 Uhr von leichten Wehen geweckt. Ich öffnete die Augen und lächelte im Dunkeln. Mein Körper signalisierte mir die bevorstehende Geburt, ohne dass es eines Wehentropfs bedurfte. Ich weckte Jakob, der sofort hellwach war. Da meine Mutter eine ausgezeichnete Geburtshelferin war, und ich wollte, dass sie mein Baby nach der Geburt badet, war es mir wichtig, sie wieder an meiner Seite zu wissen.

Gegen 5 Uhr fuhren wir gemeinsam nach Karlsruhe ins St. Marienkrankenhaus, ich hatte mich diesmal für diese kleine, persönliche Geburtsklinik entschieden. Meine Schwester hatte dort ihre Tochter bekommen und mir erzählt, wie warmherzig und fürsorglich die Schwestern dort waren, und wie gut der Arzt war, der ihr den Kaiserschnitt gemacht hatte. Eine Nonne hatte neben ihrem OP-Bett, vor dem Kaiserschnitt, für sie und ihr Kind gebetet. Auf der Fahrt ins Krankenhaus betete ich auch. Wir wurden freundlich empfangen, und nachdem die Wehen kontinuierlich immer stärker wurden, kam ich um 7 Uhr in den Kreißaal. Dr. Gier nahm sich unserer an und sorgte für eine wunderbar entspannte und schöne Stimmung.

Die Wehen wurden immer stärker. Ich war sehr mit mir selbst beschäftigt und stützte mich gedanklich auf meine in der Psychotherapie erarbeiteten Leitsätze:

*„Komm in meine Arme,  
hier draußen auf der Welt kannst Du Dich entfalten.  
Alle hier im Kreißaal sind unsere wohl wollenden Helfer.  
Sophia, pass auf Deine Nabelschnur auf.  
Nur Du und ich werden die Geburt meistern.“*

Gegen 8.30 Uhr untersuchte mich der Arzt und schätzte, dass das Baby gegen 12.00 Uhr da sein würde und verließ den Kreißsaal. Um kurz nach 9.00 Uhr ging die Hebamme an die Jalousien, öffnete diese und sagte: „Draußen ist es ja schon hell geworden, wollen wir den Tag hereinlassen.“

Kaum hatte sie diesen Satz ausgesprochen, bekam ich plötzlich eine Presswehe. Sie konnte sich gerade noch rechtzeitig zum Kreißsaalbett begeben, um mir bei der Geburt des Köpfchens zu helfen. Von der ersten leichten Wehe, nachts um 3.00 Uhr, bis zur Geburt des Kindes waren genau 6 Stunden vergangen. Ich hatte mir gewünscht, mein Kind in den Morgenstunden zu bekommen. Um 9.07 Uhr kam meine Sophia mit großen Augen auf die Welt. Ich hatte sie aus eigener Kraft geboren. Der Arzt hatte es nicht rechtzeitig zurück in den Kreißsaal geschafft. Er war aber dabei, als die Plazenta kam und zeigte der Hebamme etwas Erschreckendes:

Sophia hatte einen echten Nabelschnurknoten, der sich jederzeit während der Schwangerschaft oder unter der Geburt hätte zuziehen können.

Ich erinnere mich noch gut an die Stunde bei Dr. Malcher, als er mich fragte, was ich für wichtig hielt, meinem ungeborenen Kind mitzuteilen, und ich ihm sagte, dass Sophia auf ihre Nabelschnur aufpassen solle ...

Sophia war ein sehr ruhiges Baby, von dem ich die ersten drei Lebensmonate wenig hatte. Zig Mal bin ich nachts aufgestanden, sah ihr beim Schlafen zu und hoffte, sie würde bald aufwachen. Ich war glücklich, wenn sie morgens ihren ersten Schreiatat, und ich sie endlich stillen, waschen und wickeln konnte. Nach dieser Prozedur war sie so müde, dass sie sofort wieder einschlief und erst am späten Vormittag wach wurde. Eigentlich hat sie ihre ersten Lebensmonate ganz verschlafen. Da ich mir mein Muttersein nicht ganz so langweilig vorgestellt hatte, wünschte ich mir noch ein Kind. Als Sophia 9 Monate alt war, wurde ich wieder schwanger.

In dieser Schwangerschaft hatte ich wieder viel mehr Vertrauen zu Gott und der Natur und war durch Sophia, die, kaum als ich schwanger war, immer quirliger wurde, auch abgelenkt.

Am 6. September, Maximilians 3. Todestag, zündeten Jakob und ich abends eine große Kerze an und dachten an unseren Jungen. Sehr spät, gegen 1.00 Uhr, löschte ich die Kerze aus und bemerkte plötzlich, dass ich Fruchtwasser verlor. 6 Stunden später kam in den frühen Morgenstunden des 7.9.1997 meine bildschöne Helena auf die Welt. Sie ist wie ihr Bruder, der am 4.9.1994 auf die Welt kam, ein Sonntagskind.

Seit ihrer Geburt bin ich von Maximilians Todestag etwas abgelenkt, weil ich mich mit Freude in großen Geburtstagsvorbereitungen für Helena ablenke. Ich denke, Maximilians Tod gibt uns Anlass, die Geburtstage unserer Töchter – diese Tage großer Dankbarkeit – voller Freude, bewusst und ganz groß zu feiern.

Diejenigen, die in unserem Freundes- und Bekanntenkreis von Maximilian wuss-

ten, erzählten mir von den frühen Verlusten ihrer Kinder so, als sei es ein Geheimnis, das man nur mir anvertrauen könne. Geteiltes Leid ist in unserem Fall zwar nicht halbes Leid, aber geteiltes Leid ist besser als ungeteiltes Leid.

In diesem Sinne bat ich im Frühjahr 1998 Herrn Dr. Malcher mir beizubringen, wie ich die von ihm entwickelten Autogenen Heilverfahren und Übungen an andere betroffene Mütter und Väter weitervermitteln kann und begab mich in seine Ausbildung. Ich trat dem von ihm gegründeten Verein GAH (Gesellschaft für Autogene Heilverfahren) bei und konzentriere mich auf sein Schwangerschafts-Projekt: „Hilfe zu neuem Leben“.

Ich besuchte sehr interessante Wochenendseminare der Paritätischen Akademie und war begeistert, einen so großherzigen Menschen wie Hannah Lothrop in diesem Zuge kennen gelernt zu haben. Sie wurde mir zur treibenden Kraft, das MaximilianProjekt aufzubauen.

Ich lernte Edeltraud Edlinger, Gerda Palm und Birgit Pfahl kennen, die einen tiefen, bleibenden Eindruck in mir hinterließen.

Der Begriff *verwaiste Mutter* klang für mich immer, als stünde dahinter eine verbitterte, vom Leben enttäuschte, gebrochene Frau. Das Gegenteil aber war der Fall. Sie alle sind so souverän und mit einer Selbstverständlichkeit großherzig und hilfsbereit, wie ich es unter „Fremden“ in dieser Tiefe nie erlebt hatte. Sie sind Frauen, von denen ich einen Eindruck bekam, sie hätten das Rüstzeug, Kriege und Katastrophen überstehen zu können. Diese verwaisten Mütter sind in meinen Augen wahre Heldinnen mit Charisma, die Freude daran haben, ihre Kraft mit anderen Menschen zu teilen. Ich trat dem Verein für „Verwaiste Eltern e.V.“ bei und stärke mich noch heute an der Rückendeckung dieser großen, starken Gemeinschaft.

Je intensiver ich mich mit diesem Thema beschäftigte, umso mehr wurde mir bewusst, dass sich mir in den vielen interessanten Gesprächen mit anderen betroffenen Eltern neue großartige Horizonte eröffneten. Das Interessante dabei ist, dass es nicht nur um den Tod des gestorbenen Kindes geht, sondern gleichermaßen um das ganze Leben an sich.

Mit der Unterstützung meines Schwiegervaters und der von ihm gegründeten Stiftung rief ich eine kleine Selbsthilfegruppe ins Leben und gab die Autogenen Übungen von Dr. Malcher weiter. Ich stellte die Homepage mit dem Forum ins Internet, damit sich auch diejenigen austauschen könnten, die keine Möglichkeit haben, sich einer Gruppe anzuschließen oder es vorziehen, anonym zu bleiben.

Im März 2000 kam mein Neffe auf die Welt, dessen Geburt mein Bruder als die Ankunft des „ersten Jungen“ in der Familie verkündete. An Maximilians Geburtstag erinnere ich nur, wenn es zufällig angebracht ist, ansonsten geht dieser Tag an meinen Freunden und der Familie vorüber wie jeder andere Tag auch.

Ich weiß aber, wie tief meine ganze Familie, meine Schwiegereltern, Schwägerinnen und Schwäger Maximilians Tod traf, und wie offen und gerne sie auch heute noch immer wieder im täglichen Leben mit uns über ihn sprechen. Für meinen Seelenfrieden bedarf es da keines Anrufs an Maximilians Geburtstag oder Todestag. Ich fühle über das ganze Jahr hindurch, wie stark er auch Teil ihres Lebens ist und bleibt, und das bedeutet mir sehr viel.

Im Oktober 2000 wurde ich mit einem weiteren Wunschkind schwanger. Mit Jakob stand ich in dieser Schwangerschaft eine harte Ehekrise durch, und meine beiden Großen brauchten meine Zuwendung. So nahm die Schwangerschaft ganz natürlich ihren Lauf, und ich gebar mit der lieben Hilfe meiner Freundin Oda in einer heißen Sommernacht am 27. Juli 2001 meine süße kleine Emilia.

Nach Emilias Geburt kehrten Friede, Einsicht, Aussprache und Liebe in unsere Ehe zurück. Dadurch, dass sich das Konzept der raschen Schwangerschaftsfolge bewährt und ich zwei große Mädchen mit gemeinsamen Interessen hatte, wollte ich nicht, dass meine Emilia alleine groß werden sollte. Ich wünschte mir ein weiteres Kind sehr und durfte meiner Paulina am 4. März 2003 das Leben schenken.

Die Kleine hat die gleichen strahlend blauen Augen und die gleichen blonden Haare wie ihr Bruder. Dadurch, dass Jakob und ich eine Blutgruppenunverträglichkeit haben, weiß ich, dass nur in Paulinas Adern das Blut ihres Bruders fließt. Sie ist auf den Tag genau 8 ½ Jahre jünger als ihr Bruder. So konnte ich ihr heute, 10 Jahre später, zum 1 ½sten Geburtstag gratulieren. Für mich hat sich der Kreis unserer Familie mit Paulinas Geburt harmonisch geschlossen.

Es gibt tatsächlich Menschen, die mir nach Paulinas Geburt ihre ernst gemeinten Beileidsbekundungen aussprachen, weil ich vier Mädchen und keinen Jungen habe. Jakob wurde deswegen als „armer Kerl“ bezeichnet. Sicher wäre es schön gewesen, wenn ich noch einen Jungen bekommen hätte, schließlich bin ich Mutter von so vielen Kindern und weiß nicht, wie es ist, einen Jungen großziehen.

Heute haben wir so viel Freude an unseren vier gesunden Mädchen, dass wir es uns schöner gar nicht vorstellen könnten. Wie Jakob an Paulinas Taufe sagte, seien wir jetzt komplett, aber vollständig würden wir in diesem Leben niemals sein.

Meine Mädchen brachte ich in Maximilians Strampelanzug, den ich am 2. September 1994 in meine Krankenhaustasche gepackt hatte, nach Hause. Sie alle hörten seine Spieluhr, spielen mit den Holzfiguren, die wir vor seiner Geburt für ihn gekauft hatten, und noch heute benutze ich seine Wickelkommode, um Paulina zu wickeln.

Für ein Foto von Maximilian würde ich heute alles geben. Leider wurde damals keines von ihm gemacht. In der Entbindungsklinik rief ich später an und fragte, ob vielleicht doch im Kreißsaal nach der Geburt ein Bild gemacht wurde. Die Dame

vom Archiv fand leider nichts. Die Videokassette ging bei einem Praxisumzug meines Arztes verloren, was mich sehr schmerzt. Aber dafür bekam ich die Kopie von Maximilians Krankenakte aus dem Kinderkrankenhaus und bin im glücklichen Besitz von zwei Röntgenaufnahmen seines Thorax. Das ist nichts an Anbetracht dessen, was mein kleiner Sohn, mein erstes Kind an Reichtum in meinem Herzen hinterlassen hat. Er ist und bleibt mein erstes Kind, das ich von ganzem Herzen liebe. Selbst wenn ich könnte, würde ich sein Leben um nichts in der Welt ungeschehen machen wollen.

Heute wäre Maximilian 10 Jahre alt geworden. Zum ersten Mal bin ich an seinem Geburtstag nicht zu Hause. Carmen war heute auf dem Friedhof an seinem Grab, legte in Anjas und ihrem Namen ein Herz aus Sonnenblumen darauf und zündete eine Kerze für ihn an und dachte an ihn, Jakob und mich. Danach rief sie mich an und nahm mich gedanklich in den Arm. Das ist die größte Freude, die sie mir hat machen können. Es ist wirklich so: Kein Mensch vermag besser zu trösten, als wer Gleiches erfahren und durchlitten hat.

Rückblickend sind wir froh, dass wir mit unserer Eheschließung nicht gewartet hatten und uns das Ja-Wort gaben, als ich schwanger war. Denn sonst stünde heute mein Mädchenname auf dem Grabstein und nicht der unserer Familie.

Jakob und ich haben diese schweren, leidvollen und traurigen Tage gemeinsam überstanden. Vielleicht hat uns dieses gemeinsame Leid auch gerade so sehr miteinander verbunden, dass wir in der Lage waren, weitere Tiefen in unserem Leben zu überstehen?

Ja, und was wäre gewesen, wenn?

Diese Fragen habe ich mir auch gestellt.

Wenn sein Herzfehler während der Schwangerschaft festgestellt worden wäre, dann hätten wir diese wunderschöne Zeit, als er in meinem Bauch war, nicht gehabt. Ich bin mir sicher, dass er meine Unbeschwertheit und meine Liebe zu ihm gespürt hat. Deswegen hatte er ein ungeborenes, paradiesisches Leben.

Wenn sein Herzfehler während der Schwangerschaft entdeckt worden wäre, dann hätte ich vielleicht die Schwangerschaft abbrechen lassen? Dann hätte ich meinem wunderschönen kleinen Sohn nie in die Augen gesehen.

Vielleicht hätte ich mich auch entschlossen, mein Kind in München in der Herzklinik zu entbinden und ihn direkt nach der Geburt einer Norwood-Operation zu unterziehen?

Es war und ist aber nicht so, und deswegen nehme ich den Tod meines Kindes als von Gott gegebene Aufgabe und mein Schicksal an, welches ich einer höheren Instanz zuordne, als einem Arzt.